Reise durch ein Land, das nie existierte…

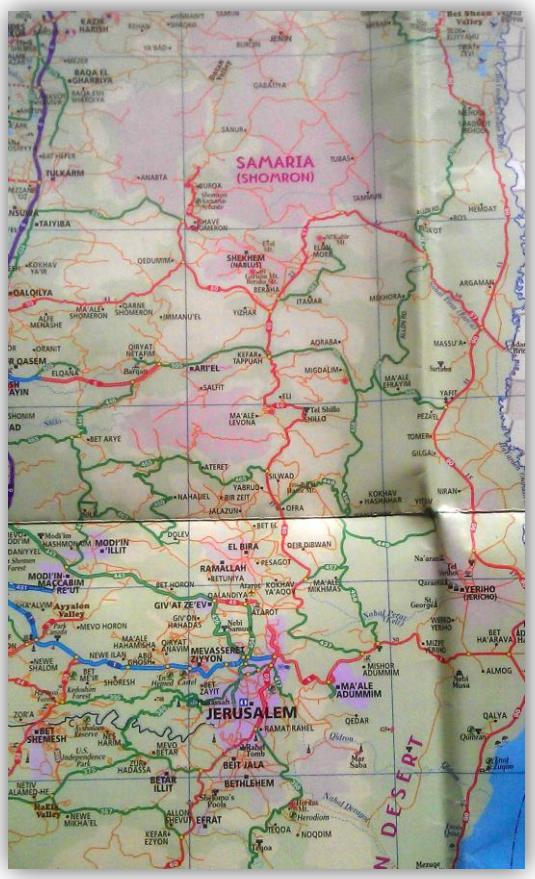
(Ralf Woelk, April 2014)

Ankunft

Auf der Karte die mir am Flughafen Ben-Gurion bei meiner Ankunft in Tel-Aviv kostenlos am Servicepoint ausgehändigt wird, suche ich vergeblich nach einem Hinweis auf Ostjerusalem, meinem ersten Ziel in Israel, welches ich am späten Abend noch erreichen muss. Ein Sherut – ein arabisches Sammeltaxi - bringt mich schließlich für umgerechnet rund 12 € bis vor die Türe meines Hotels im östlichen, dem arabischen Viertel von Jerusalem. Es liegt unweit des Herodes-Tores, einem der acht Zugänge in die historische Altstadt von Jerusalem, dem Zentrum der drei abrahamitischen Weltreligionen.

Weder die Karte noch der Ort selber vermitteln mir den Eindruck einer geteilten Stadt. Ich bin in Ostjerusalem, in Israel – eigentlich, andererseits aber auch wieder nicht. Denn der östliche Teil der Stadt und seine Umgebung wurden 1980 von Israel durch das Jerusalem-Gesetz annektiert. Die Vereinten Nationen verurteilten die Annexion mit der Resolution 478 als völkerrechtswidrig und erkennen bis heute das Gebiet nicht als israelisches Territorium an.

Die Karte schweigt sich nicht nur über ‚Ostjerusalem' aus, ich finde auch keinen Hinweis auf die Westbank, das Westjordanland, die palästinensischen Autonomiegebiete. Keine Grenzzeichnung, keine gestrichelte Linie, kein Hinweis darauf, dass hier irgendwo ein Palästina entstehen könnte. Mit ‚Judäa' und ‚Samaria' sind jene Gebiete bezeichnet, die einen Großteil der Westbank ausmachen. Die Westbank war ursprünglich das größte zusammenhängende Gebiet für die palästinensische Bevölkerung und damit die geografische Voraussetzung für einen palästinensischen Staat und die von den Vereinten Nationen nach wie vor angestrebte Zweistaatenlösung. Mit Judäa und Samaria wird der alleinige Gebietsanspruch Israels auf das Land der Vorfahren Abrahams quasi alttestamentarisch begründet. Im Norden der Libanon, im Osten Syrien und Jordanien, im Süden Ägypten und im Westen das Mittelmeer.

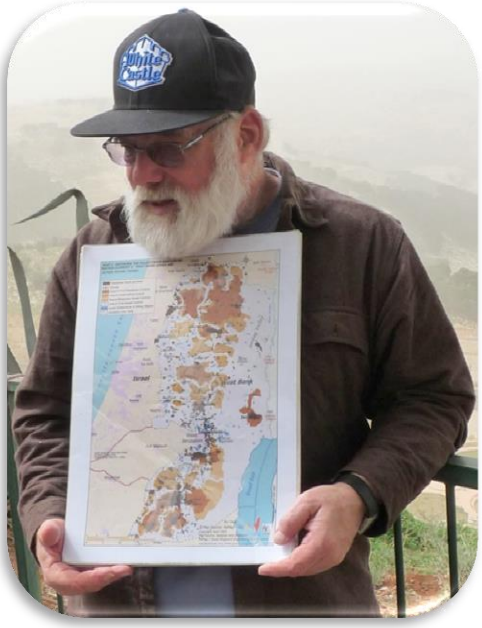


Die Karte ist zugleich politisches Statement. Der Platz, der den Palästinensern in zahlreichen internationalen Vereinbarungen, Beschlüssen und Abkommen zugedacht worden ist, wird von Israel schlichtweg ignoriert. Bei genauerem Hinsehen entdeckt man einige beige und ockerfarbene Flecken auf dem Teil der Karte, wo die Westbank vermerkt sein sollte. Mit Ocker sind jene Flächen der Zone A eingefärbt, in denen die palästinensische Autonomiebehörde weitestgehend ohne Einschränkungen durch Israel das öffentliche Leben der Palästinenser regeln darf. Die beigen Flecken (Zone B) werden zwar auch von den palästinensischen Behörden verwaltet, jedoch ist Israel dort für die Sicherheit zuständig – das heißt in der Praxis; sie sind militärisch omnipräsent und entscheiden, wer wo Zugang hat, und wer nicht.

Die Gebiete der Zone-C, die seit Oslo rund drei Viertel und den ausschließlich israelisch verwalteten Teil der Westbank ausmachen, sind auf der Karte als solche gar nicht gekennzeichnet, sondern als israelisches Staatsgebiet eingemeindet. Inklusion auf israelische Art.

In der Westbank

Wir stehen auf einer Anhöhe, dort wo das östliche Jerusalem ins Westjordanland übergeht. Mit dabei ist Dr. Jeff Halper, Mitbegründer und Direktor der ICAHD, dem israelischen Komitee gegen Häuserzerstörung, einer Organisation, die über die israelische Vertreibungspolitik aufklärt. Wir bekommen vor Ort gezeigt, wie das System funktioniert. Von dieser Anhöhe aus benötigt man keine Landkarte, um die Grenzen zwischen Israel und Palästina zu erkennen. Es genügt ein Blick auf die Dächer der Häuser erklärt uns Jeff. Zwar sind sowohl israelische als auch palästinensische Siedlungsbauten an die von Israel kontrollierte Wasserversorgung angeschlossen. Doch wenn das



Wasser im Land knapp wird, dann wird die Versorgung in den palästinensischen Wohnungen eingestellt, manchmal stundenweise, manchmal über Tage. Deshalb befinden sich auf den Dächern der palästinensischen Häuser flächendeckend riesige schwarze Tonnen, in denen die Bewohner Wasser als Notration sammeln. Der Preis, den die Palästinenser für dieses Wasser bezahlen, beträgt in der Regel ein Mehrfaches dessen, was Israelis für ihr Wasser aus der Leitung bezahlen.

Die Zerstörung der palästinensischen Häuser ist ein systematischer Prozess, erläutert uns Jeff. Die Bewohner erhalten zunächst Räumungsbefehle und müssen ihre Häuser verlassen. Anschließend werden die Häuser zerstört und das Gelände planiert – z.B. für neue israelische Siedlungen. Trotz der laufenden Friedensgespräche und entgegen allen internationalen Protesten wurde der israelische Siedlungsbau in den besetzten Gebieten allein im vergangenen Jahr mehr als verdoppelt. Nach Angaben des israelischen Statistikamtes ist in 2013 mit dem Bau von 2.534 Wohnungen begonnen worden. Im Jahr zuvor waren es 1.133. Wie ein Lavastrom aus Beton begräbt dieser Vertreibungsmechanismus langsam aber stetig die palästinensischen Hoffnungen auf Autonomie. So wird Tag für Tag und Jahr für Jahr immer weiter daran gearbeitet, die israelische Wirklichkeit der bereits am Flughafen verteilten Landkarte anzupassen.

Ein bis dahin arabischstämmiger Einwohner Ostjerusalems mit israelischem Pass verliert durch die unfreiwillige Aufgabe seines Wohnortes die israelische Staatsangehörigkeit, wenn er sich nach Bethlehem, Hebron, Ramallah oder einer anderen Stadt in der Westbank zurückzieht. Auch das ist Teil einer beabsichtigten Strategie, die im Ergebnis und mit der Zeit zu einer israelischen Gentrifizierung der Westbank führt. Manch einer spricht von Apartheid.

Herr Schulz und die Wasserfrage

Doch auf solche Begriffe reagiert man in Israel sensibel. Das bekam auch Martin Schulz zu spüren, als er im Februar vor die Knesset trat. Ob es die Begegnung zwischen ihm und dem palästinensischen Jugendlichen gegeben hat, der ihm angeblich erzählte, dass ein Palästinenser nur 17 Liter, ein Israeli aber 70 Liter pro Tag verbrauche, mag dahingestellt bleiben. Aber dieser Versuch von Martin Schulz, durch den ungleichen Wasserverbrauch auf mögliche Ungerechtigkeiten im Verhältnis zwischen Israelis und Palästinensern hinzuweisen, reichte in Israel aus, um darin einen Skandal zu sehen. Noch dazu von einem Deutschen!

Der Zugang zu Wasser ist im gesamten Nahen Osten nicht nur Voraussetzung für ökonomischen Erfolg, er ist zugleich eine Überlebensfrage. In den palästinensischen Gebieten ist er jedoch weitestgehend unter israelischer Kontrolle, dies nicht zuletzt auch durch das Oslo-Abkommen vertraglich fixiert. Damit verbunden ist auch die stetige Zunahme von israelischer Agrarproduktion in den besetzten Gebieten. Nach Angaben von Menschenrechtsorganisationen sind im vergangenen Jahr Waren im Wert von rund 230 Millionen Euro in den von Israel besetzten Gebieten angebaut und exportiert worden, u.a. auch nach Europa.

Hier will man aber nun genauer hinzusehen auf jene Waren, die den Aufdruck ‚Made in Israel' tragen. Es steht die Forderung im Raum, israelische Produkte aus den besetzten Gebieten auch als solche zu deklarieren. In Israel wurde diese Forderung von den politischen Hardlinern sogleich als Boykott-Diskussion verstanden und im eigenen Land kolportiert.

Eine Fahrt durch das Land offenbart die hinter dieser Diskussion steckende Ungerechtigkeit beim Zugang und dem Verbrauch von Wasser. Wo immer am Horizont zwischen kargen Felsen und öder Wüste grüne Flecken auftauchen, stellen sich diese letztlich zumeist als von israelischen Siedlern betriebene Landwirtschaft heraus, wo Datteln, Zitrusfrüchte, Oliven, Gemüse, Trauben oder ähnliches angebaut werden. Dies unter großzügiger Verwendung von Wasser, das aus dem Jordan gewonnen wird oder durch Brunnenanlagen, die tiefer in den palästinensischen Boden eindringen, als es den palästinensischen Brunnenbetreibern erlaubt ist. Palästinensische Brunnenprojekte müssen vor dem Bau bei israelischen Behörden beantragt werden. Wenn diese überhaupt genehmigt werden, dann nur mit einer geringeren Bohrtiefe als die Brunnenanlagen in den israelischen Siedlungen. So schreitet die israelische Landnahme gleichermaßen ober- wie unterirdisch voran.

Den Menschen bleibt daher oft nur der Schlüssel von ihrem Haus, aus dem sie vertrieben werden. Er ist das Symbol für die Nakba, die Flucht und Vertreibung der Palästinenser 1947/48. Er ist auch das Symbol für die heutigen Vertreibungen. Es ist oft das Letzte, was ihnen von ihrer Heimat bleibt. Palästinensische Frauen tragen ihn als Symbol des Widerstandes an einer Halskette. ‚Wir kommen zurück' lautet die Botschaft dieses stummen Protestes.

Bethlehem - Westbank

Es ist nicht mein erster Besuch in Israel, aber mein erster Aufenthalt in Bethlehem. Knapp 10 km südlich von Jerusalem gelegen, umringt von seit dem Jahr 2003 errichteten Betonmauern und zahlreichen Checkpoints. Wir verlassen israelisches Staatsgebiet. Ein höchstens 20 Jahre junger israelischer Soldat steigt in unseren Reisebus, das Maschinengewehr umgehängt, die rechte Hand am Griff. „Was ist der Grund eurer Reise?“ lautet die kollektiv an uns gerichtete Frage. „Tourism.“ Lautet unsere einstudierte Antwort. Das war’s. Wir sind in Bethlehem. Die Einreise ist vergleichsweise einfach. In die andere Richtung wird es aufwändiger.

Auf der Fahrt zu unserem Hotel zieren zahlreiche Graffitis die kilometerlangen Betonmauern. Ich entdecke einige Graffiti von Banksy, die er selbst an verschiedenen Stellen in der Stadt hinterlassen haben soll. Im Tourist Office kann man eine Banksy-Tour durch Bethlehem buchen.

Das Bild, das ich seit Kindertagen von Bethlehem in meinem Kopf herumtrage, verschwindet schnell. Keine heilige Aura weit und breit zu entdecken oder zu verspüren. Später, in der Geburtskirche taucht zwangsläufig die Frage nach dem Stall und der Krippe auf. Die Reiseleiterin lächelt freundlich. Diese Frage würde immer nur von Deutschen gestellt, antwortet sie. Tatsächlich haben die Menschen in jener Zeit überwiegend in Höhlen gelebt, daher ist die Geburtskirche der Überlieferung zufolge über der Höhle errichtet worden, in der Jesus vor rund 2.000 Jahren das Licht der Welt erblickt haben soll.

Wer in dieser Region wohnt, aber in Ostjerusalem – also in Israel – arbeitet, ist nicht zu beneiden. Allmorgendlich spielt sich an den Checkpoints eine langwierige Einreiseprozedur ab, welche die Geduld der Menschen enorm strapaziert. Wenn morgens die Grenzanlagen öffnen, haben sich bereits lange Warteschlangen von Arbeitsmigranten gebildet. Wir haben die Situation am späten Abend nachgespielt, um nicht unnötig Zeit zu verlieren. Die ganze Nacht über herrscht reges Treiben vor den Grenzübergängen. Menschen kampieren bereits am Vorabend, um am nächsten Morgen möglichst weit vorne in der Schlange zu stehen. Rundherum ein bunter Markt, auf dem Lebensmittel und andere Waren angeboten werden. Taxis soweit das Auge reicht. Wir tauchen ein in die Gänge aus Gitter und Stahl, um an den ersten Checkpoint zu kommen. Die Konstruktion hat etwas von den

Gitteranlagen, durch die man Löwen und Tiger in eine Zirkusmanege führt. Nichts für Klaustrophobiker. Zum Glück ist es später Abend, die Gänge sind leer, wir erreichen nach einigen hundert Metern den Checkpoint, an dem wir und unser Gepäck wie am Flughafen gescannt werden. Weiter geht es durch Schleusen und Gänge, bis schließlich am letzten Checkpoint die Pässe und Einreisevisa nach Israel geprüft werden. Dann sind wir auf der anderen Seite der Mauer, aber immer noch nicht in Israel. Das beginnt erst einige Kilometer weiter nördlich. Durch die Mauer sind 16% der Fläche Bethlehems abgetrennt worden, die nun auf der Seite in Richtung Israel liegen.

Die Prozedur hat uns um diese Zeit nur knapp 15 Minuten Zeit gekostet. Morgens möchte ich das nicht mitmachen müssen, schon gar nicht jeden Morgen. Die Grenzbeamten gucken ein wenig skeptisch, als wir zwei Minuten später wieder den Rückweg antreten, machen sich jedoch nicht die Mühe, nach den Gründen zu fragen. Nach zwei Minuten sind wir wieder in Bethlehem, raus kommt man aus Israel wesentlich schneller.

The wall

Als Reaktion auf die zweite Intifada errichtet Israel seit 2002 Sperranlagen, d.h. Zäune und Betonmauern auf einer Länge von mittlerweile 780 km, um sich vor Anschlägen und Selbstmordattentätern zu schützen. Sicherheitspolitisch muss dieser Grenzwall zweifellos als Erfolg für Israel angesehen werden. Die Zahl der Anschläge und Selbstmordattentate tendiert seit dem Bau praktisch gegen Null. Dennoch verurteilen die Vereinten Nationen den Bau der Mauer als völkerrechtswidrig, steht sie doch zum überwiegenden Teil auf besetztem Gebiet im Westjordanland.

Vor Ort kämpfen die Menschen gegen den scheinbar willkürlichen Verlauf, der Dörfer, Familien und manchmal sogar Häuser mitten durch trennt. Dazu scheint sie stetig zu wandern. Die sich ausbreitenden Siedlungen werden anschließend durch neue Mauern gesichert, wobei gleichzeitig

wieder ein Stück palästinensisches Land scheinbar unwiederbringlich an Israel verloren geht. So ist der Mauerbau schon lange keine Reaktion mehr auf Gewalt und Intifada, vielmehr ist der Wall strategisches Element der Landerweiterung. Dabei wird selten Rücksicht genommen auf Lebensräume und –zusammenhänge auf palästinensischer Seite. Davon konnten wir uns in Cremisan, einem christlichen Kloster, in dem seit über 100 Jahren Wein angebaut wird, selbst überzeugen.

Cremisan – Star of Bethlehem

Das Kloster Cremisan ist das einzige christliche Weingut in Palästina. Der Wein und andere Spezialitäten sind beliebt bei Touristen und darüber hinaus erfolgreicher Exportartikel. Bereits in der Vergangenheit hat das Kloster darauf aufmerksam gemacht, wie sehr der Weinanbau und die Viehzucht des Klosters durch den Mauerbau beeinträchtigt werden. Aktuelle Pläne bedrohen den Zugang des Klosters zu ihren Weinbergen und Weidegründen. Auch einige deutsche Politiker haben sich in dieser Angelegenheit an die israelische Regierung gewandt. Man hofft nun, dass der Verlauf des Mauerbaues noch einmal korrigiert wird und der wirtschaftliche Betrieb des Klosters fortgesetzt werden kann.

Hebron

Es gibt kaum einen Ort in Palästina, an dem die Gewalt und der Extremismus der israelischen Siedler größere Wunden und Narben hinterlassen haben. Nationalreligiöse Eiferer begannen 1968 mit der „Rückeroberung“ Hebrons. Der Ort, an dem das Grab von Abraham in einer Kirche aufgebahrt ist, gilt für Juden, Christen und Moslems gleichermaßen als heilig und somit als begehrter Zankapfel der drei abrahamitischen Weltreligionen.

Infolge der 1968 begonnenen illegalen, von Israel nicht autorisierten Ansiedlung jüdischer Extremisten, kam es immer wieder zu Gewalttaten auf beiden Seiten. Die Situation eskalierte 1994, als der extremistische Siedler Baruch Goldstein mit einem Sturmgewehr 29 betende Muslime in der Abraham-Moschee ermordete und über hundert weitere Menschen verletzte. Seither verläuft die Grenze auch durch diese Kirche, links Synagoge, rechts Moschee, beide Seiten mit Blick auf einen Teil von Abrahams Grabmal.

Der Ort selbst ist mittlerweile eine geteilte Stadt. Dem Oslo-Abkommen zufolge war Hebron ein Ort der Zone A, also unter alleiniger palästinensischer Verwaltung. Nach dem Attentat wurde Hebron geteilt: in der Zone H1 leben seither rund 30.000 Palästinenser, in der Zone H2 leben neben Palästinensern auch etwa 800 Siedler, die ringsherum von mehreren Tausend israelischen Soldaten ständig bewacht werden. Hebron gilt daher als die teuerste Siedlung für den israelischen Staat. Den Zutritt zur Altstadt und den darin liegenden Marktständen erreicht man wieder nur über Checkpoints. Innen sind engmaschige Drahtgitter über die Märkte gespannt auf denen jede Menge Unrat liegt. „Den Draht haben wir selber gespannt, zum Schutz vor herunterfallenden Gegenständen“, bekommen wir von einem Einheimischen erläutert. In den angrenzenden Häusern der Altstadt haben sich drei radikale Siedler nieder gelassen, denen immer wieder Dinge aus dem Fenster fallen.

Die politische Ausrichtung der Siedler ist kein Geheimnis. Sie gelten als militante, religiöse Extremisten. Unmissverständlich sind on ihnen große Transparente überall im jüdischen Viertel der Stadt mit Blick in Richtung der palästinensischen Wohnungen aufgehängt worden: „Palestine never existed! (and never will)“ steht dort in großen Buchstaben.

Die Botschaft ist eindeutig. Friedliche Koexistenz wird hier nicht angestrebt. Und so führen sich die größtenteils militanten Siedler auch auf. Die israelische Regierung selbst hat kaum mehr Kontrolle über sie. Als das Oberste Gericht in Israel 2008 die Räumung eines von israelischen Siedlern besetzten Gebäudes im Zentrum von Hebron verfügte, erklärten diese kurzerhand den Krieg. Sie schossen auf Palästinenser, verbrannten deren Häuser, Autos und Olivenbäume. Selbst der israelische Ministerpräsident Ehud Olmert sprach in der Tageszeitung ‚Haaretz‘ in diesem Zusammenhang von einem Pogrom.

Im vergangenen Monat hat der israelische Verteidigungsminister erstmals seit 1980 einer neuen Siedlung in Hebron zustimmt. Solch ein Beschluss ist normalerweise Voraussetzung, *bevor* neue

Gebäude errichtet oder gekauft werden. Entgegen der üblichen Vorgehensweise wurde die Genehmigung nun erteilt, *nachdem* einige Siedler das Gebäude bereits gekauft hatten und dort eingezogen waren.

Unterwegs im Jordantal

Die Fahrt von Jerusalem ins Jordantalverläuft stetig bergab. Je weiter man ins Tal vordringt, desto heißer wird es. Unterwegs passieren wir die Meeresspiegelgrenze, das Tal liegt einige hundert Meter unter dem Meeresspiegel. Umso wichtiger ist das Wasser.

Das Jordantal gilt als die fruchtbarste Region Palästinas. Als natürliche Grenze zwischen Jordanien und dem Westjordanland schlängelt sich der Jordan vom See Genezareth bis zum Toten Meer, und bietet ausreichend Wasser, um die Böden entlang des etwa 100 km langen Tals zu bewässern. Vorausgesetzt, man hat Zugang zum Wasser. Doch der Zugang zum Jordan ist den Palästinensern schon lange verwehrt. Der gesamt Uferabschnitt ist zur militärischen Sicherheitszone erklärt. Das Wasser dient nun den israelischen Siedlungen. Und auch die Brunnen in den palästinensischen Dörfern des Jordantals versiegen, seit die israelischen Siedlungen mit ihren Brunnenanlagen das Wasser bereits abgepumpt haben. Wer nicht von seinem Grund vertrieben wurde, ist dennoch gezwungen, sein Haus zu verlassen, da die ausgetrockneten Brunnen die Böden unwirtschaftlich und das Leben aussichtslos machen. Der jordanische Wasserminister Hasim al-Nasser brachte es vor einigen Monaten auf den Punkt als er ausführte, ohne Wasser gebe es keine wirtschaftliche Entwicklung und keine Arbeitsplätze.

Neben den militärischen und geostrategischen sind es denn auch die (land)wirtschaftlichen Motive, die Israel antreibt, das Jordanteil ganz zu besitzen. Im Januar hat das israelische Kabinett einen Gesetzentwurf verabschiedet, der sämtliche Siedlungen und Straßen im Jordantal zu israelischem Territorium erklärt. Ohnehin unterliegen aber schon jetzt nur noch weniger als 5 % des Jordantals der palästinensischen Selbstverwaltung. Der überwiegende Teil ist militärischer Sperrbezirk, Siedlung oder Landwirtschaftsbetrieb.

Wir machen Halt an einem Beduinendorf. Wobei der Begriff ‚Dorf' unangemessen erscheint angesichts der Zelte und Wellblechhütten, in denen die Familien hausen. Ursprünglich zogen sie als Nomaden durchs Land, bis sie von Israel zur Sesshaftigkeit verdammt wurden. Doch selbst die ihnen zugewiesenen Reservate haben selten auf Dauer Bestand. „Schon sieben Mal wurden unsere Zelte planiert und die Hütten abgerissen", erklärt uns der Stammesälteste. Aber sie würden sie auch ein neuntes und zehntes mal wieder aufbauen, führt er weiter aus. Für das zerlumpte Zelt, in dem wir sitzen, und das auf einem trockenen Acker auf nackter Erde aufgebaut steht, muss er eine Baugenehmigung bei den israelischen Behörden beantragen. Dies gilt für jede Hütte und für jedes

Zelt, dass er für seine Familie gebaut hat. Seine Familie: drei Frauen, mit denen er mittlerweile 24 Kinder zur Welt gebracht hat. Ein Lebensentwurf, der irritiert.

Irritiert sind wir auch von seinem Statement. Bei seinem lautstarken Vortrag spüren wir am Tonfall, dass wir gerade beschimpft werden. Mehrmals taucht ein Wort auf, dass wir zwischen all den arabischen Lauten sehr gut verstehen können: Hitler. In der Übersetzung taucht der Name nur einmal auf, aber die Botschaft hatten wir schon vorher geahnt.

Denn wie viele Araber, sehen sich auch diese Beduinen als Opfer einer Politik, die immer noch ausbaden müssen, was im Deutschen Reich an den Juden angerichtet wurde. Mit diesem Vorwurf kann ich jedoch besser umgehen, als mit manch verschwörerischem Augenzwinkern, das man bisweilen von Arabern erntet, wenn man sich ihnen gegenüber als Deutscher outet.

Was erzählt er seinen Kindern? Was sind seine Pläne? – Ganz einfach, antwortet er. Die jüdische Siedlung gleich nebenan zähle derzeit 35 Einwohner. Er selbst sei deshalb auf der Suche nach einer vierten Frau, um schließlich mit seiner Familie deren Einwohnerzahl noch zu übertreffen.

Zurück in Israel

Es fällt schwer, sich eine politische Lösung für Israel und Palästina vorzustellen, die von beiden Seiten akzeptiert würde. Angesichts des beschleunigten Tempos, mit dem die israelische Siedlungspolitik tagtäglich Fakten schafft, verlieren die gleichzeitig stattfindenden Friedensgespräche an Glaubwürdigkeit. Während europäische Politiker noch gebetsmühlenartig von der Zweistaatenlösung als politischer Zielsetzung sprechen, trifft man vor Ort kaum noch jemanden, der diese Perspektive für wahrscheinlich hält. An die Vision einer von Moshe Zuckermann ins Spiel gebrachten Konföderation möchte man gerne glauben, doch es fällt schwer.

Israel scheint die künftige Landkarte schon gezeichnet zu haben, zumindest wird sie den am Ben-Gurion-Flughafen ankommenden Touristen bereits ausgehändigt. Die Realität wird ihr Stück für Stück, Tag für Tag angepasst.

So sind es einige wenige Hoffnungsschimmer, die wir in diesen Tagen in Gestalt von einigen couragierten und beeindruckenden Menschen kennen lernen, und die uns mit dem Gefühl nach Hause reisen lassen, dass es vielleicht doch noch eine gemeinsame Zukunft für Israelis und Palästinenser gibt.

Dr. Jeff Halper, Israeli Committee against House demolitions (ICAHD)

Da ist zum einen Jeff Halper zu nennen, der mit seiner Organisation (ICAHD) beharrlich daran arbeitet, die Menschen über die Ungerechtigkeit der Hauszerstörungen in der Westbank aufzuklären. Der die Öffentlichkeit wachrüttelt und den Palästinensern ein wenig Hoffnung darauf gibt, dass die Ungerechtigkeiten irgendwann rückgängig gemacht werden. Seine Arbeit brachte ihm bereits eine Nominierung für den Friedensnobelpreis ein.

Roni Keidar, The other voice

Unmittelbar an der nördlichen Grenze des Gazastreifens lernen wir Roni Keidar kennen. Sie lebt seit vielen Jahrzehnten in Israel. Ihr Haus, in das sie uns eingeladen hat, befindet sich in der Siedlung Moshav Netiv Ha'asara, kaum 500 Meter Luftlinie von der Grenzmauer zum Gazastreifen entfernt. Ihr Keller ist gleichzeitig ihr Bunker. So wie jedes Haus in dieser Region über einen eigenen Bunker verfügt. Der Kindergarten und die Bushaltestellen sind ebenfalls als Bunker angelegt. Wenn die Sirenen ertönen weiß sie, dass gerade wieder eine Rakete aus dem Gazastreifen abgeschossen wurde, möglicherweise in ihr Dorf. Sie hat dann 15 Sekunden Zeit, um einen Bunker zu erreichen. Viele Male ist das schon passiert. In einigen Jahren mehrmals in der Woche. Und dennoch – oder gerade deshalb – hat sie sich einer Organisation namens ‚The other voice' angeschlossen. Sie verurteilen die Blockade von Gaza. Kritisieren die Zustände dort. Vergleichen den Gazastreifen und die Lebensbedingungen dort mit einem riesigen Gefängnis. Über die neuen Medien ist es ihr gelungen, Kontakt mit einigen Menschen im Gazastreifen aufzunehmen. Freundschaften wurden entwickelt, per Email, per Facebook, per SMS. Roni und ihre Mitstreiter von The-other-voice sind überzeugt davon, dass es keine militärische Lösung für ihre Situation gibt, weder für die eine noch für die andere Seite. Sie verlangen nach einer zivilen Lösung des Konflikts.

Deshalb fingen sie an, ihre Stimme zu erheben und einzusetzen für einen Dialog. Vor einiger Zeit schlug wieder eine Rakete aus dem Gazastreifen ein, diesmal tatsächlich mitten in ihrem Dorf. Während sie im Bunker saß erhielt sie eine SMS aus Gaza: ‚Ich habe gehört, was heute passiert ist. Sorry dafür. Ich hoffe, dir und deiner Familie ist nichts passiert.‘ Roni ist nichts passiert. Sie hat fünf gesunde Kinder und 15 Enkelkinder.

Bassam Aramin und Roni Ellhanan – Parents Circle Families Forum (PCFF)

An unserem letzten Abend treffen wir zwei Menschen, denen das Schicksal ungleich schwerer mitgespielt hat. Roni Ellhanan ist Israeli und lebt in Tel Aviv. Er erzählt uns von seiner Tochter als einem fröhlichen, freundlichen, positivem und hübschen Wesen. Sie starb 14jährig bei einem Bombenattentat während der zweiten Intifada mitten in Tel Aviv. Während wir schweigend mit den Tränen kämpfen, stellt er Bassam Aramin vor, einen Palästinenser und heute sein bester Freund! Ihn ereilte wenige Jahre später das gleiche Schicksal. Er verlor seine 13jährige Tochter durch die Kugel eines israelischen Soldaten.

Sie erzählen beide von ihrem gemeinsamen Schicksal, von ihrer Wut, von ihrer Frustration, von ihrer Trauer. Aber sie erzählen auch davon, wie es ihnen gelungen ist, mit ihren Gefühlen fertig zu werden, die Rachegelüste auszuschalten, dem Leben wieder einen Sinn zu geben. Alleine hätten sie es womöglich nicht geschafft, sagen beide. Sie haben sich kennengelernt im ‚Parents Circle‘, einer israelisch-palästinensischen Organisation, deren mittlerweile rund 600 Mitglieder das gleiche Schicksal eint. Sie alle haben einen geliebten Menschen durch die Gewalt in dem andauernden Konflikt zwischen Israel und Palästina verloren. Wohl kaum jemand kann nachempfinden, was sie durchgemacht haben.

Sie beteiligen sich nicht an politischen Lösungsvorschlägen. Sie sind keine Politiker aber sie wollen ein Ende der israelischen Besatzung. Sie verlangen, dass Schluss sein muss mit der Ungerechtigkeit und leben es selber vor.

Wohl kaum jemand hat mehr Berechtigung, ein Ende der Gewalt einzufordern.